

DER ANSCHLUSS

Genau dreißig Jahre vor diesem Brief, begann die Katastrophe im Leben meiner Familie und für mehr als 206.000 österreichische Jüdinnen und Juden. Am 12. März 1938 marschierten Hitlers Truppen in Österreich ein. Sie wurden von großen Teilen der Bevölkerung mit Jubel empfangen. Noch während Hitler vom Balkon des Linzer Rathauses seine Worte „(...) und es kann nur ein Auftrag gewesen sein, meine teure Heimat dem Deutschen Reich wieder zu geben!“ in die begeisterte Menge brüllte, wurden bereits tausende österreichische Juden verhaftet, öffentlich misshandelt und gedemütigt. Viele jüdische Geschäfte und Einrichtungen wurden geplündert und verwüstet.

Der deutsche Schriftsteller Carl Zuckmayer,⁴ der vor den Nazis in Österreich Zuflucht gesucht hatte, beschrieb in seiner Autobiografie „Als wär's ein Stück von mir“ die Ereignisse des 12. März 1938.

„An diesem Abend brach die Hölle los. Die Unterwelt hatte ihre Pforten aufgetan und ihre niedrigsten, scheußlichsten, unreinsten Geister losgelassen. Die Stadt verwandelte sich in ein Alptraumgemälde des Hieronymus Bosch: Lemuren und Halbdämonen schienen aus Schmutzeiern gekrochen und aus versumpften Erdlöchern gestiegen. Die Luft war von einem unablässig gellenden, wüsten, hysterischen Gekreische erfüllt, aus Männer- und Weiberkehlen, das tage- und nächtelang weiterschillte. Und alle Menschen verloren ihr Gesicht, glichen verzerrten Fratzen; die einen in Angst, die anderen in Lüge, die anderen in wildem, hasserfühltem Triumph. [...]

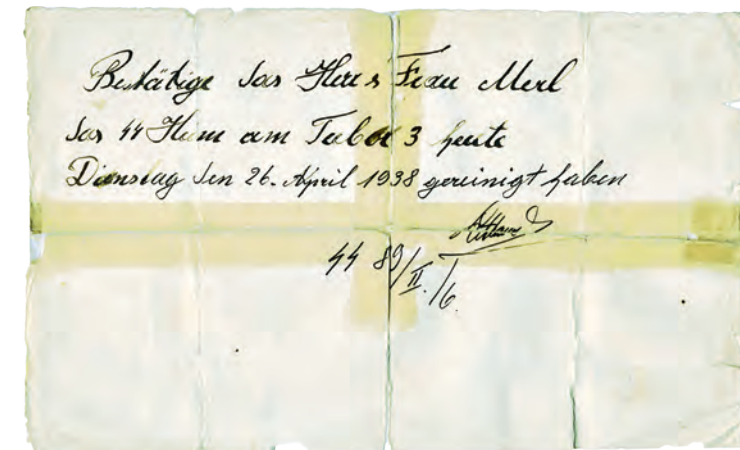
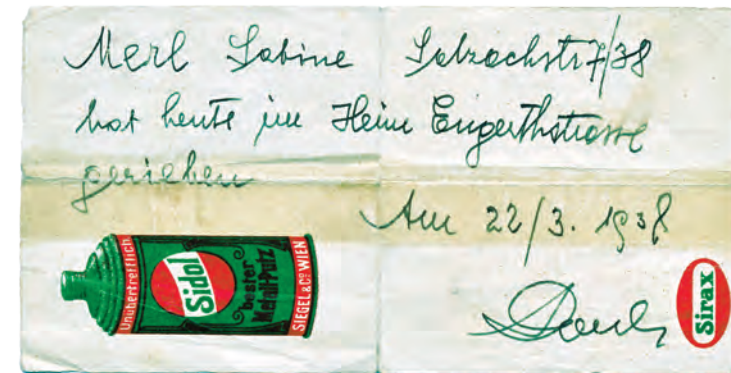
Was hier entfesselt wurde, war der Aufstand des Neids, der Missgunst, der Verbitterung, der blinden böswilligen Rachsucht – und alle anderen Stimmen waren zum Schweigen verurteilt. [...] Hier war nichts losgelassen als die dumpfe Masse, die blinde Zerstörungswut, und ihr Hass richtete sich gegen alles durch Natur oder Geist Veredelte. Es war ein Hexensabbat des Pöbels und ein Begräbnis aller

menschlichen Würde.“

Am 15. März 1938 bereiteten 250.000 Österreicher am Wiener Heldenplatz Adolf Hitler einen frenetischen Empfang.

Besonders zynisch gestalteten sich in den März und Apriltagen die sogenannten Reibpartien. Jüdische Mitmenschen wurden gezwungen, den Gehsteig mit Zahnbürsten zu reinigen. Die zuschauende Menge johlte und lachte. Die Juden mussten auch die Parolen der Vaterländischen Front, die bis zuletzt für ein „Freies Österreich“ geworben hatten, mühselig entfernen. Auch meine Eltern wurden zum „Reiben“ an den Hauswänden gezwungen.

Erhalten gebliebene Dokumente belegen dies.





DIE SCHAUMROLLE

Aber beginnen wir doch ganz von vorn.

Mein Name ist Harry Merl.

Nein, Harry ist keine Abkürzung, den Namen hat mir mein Vater genauso gegeben. Ich wurde am 11. November 1934 in Wien geboren.

Als ich vier Jahre alt war, bekam ich von den Nazis einen weiteren Vornamen. Ich hieß dann Harry Israel Merl. Zusätzlich bekam ich ein fettes „J“ auf die erste Seite meines Personalausweises gestempelt und als Draufgabe einen gelben Judenstern.

Obwohl damals die Schikanen gegen uns Juden schon voll im Gange waren, wollte mir meine Mutter eine besondere Freude machen:

Eine echte Wiener Schaumrolle!

Wir gingen, ohne unseren Judenstern zu tragen, schnurstracks in eine Konditorei, und die Frau hinter der Theke sagte: „Na, du bist aber ein hübscher Junge. Du wirst einmal ein strammer Hitlerjunge sein. Wie heißt du denn?“ Dann habe ich halt gesagt: „Merl – Harry – Israel“, denn wir mussten ja alle diesen Namen tragen. Die Frauen Sara und die Männer Israel. Meine Mutter hat mich geschnappt und wir sind schnell hinausgelaufen. Ich glaub aber ohne Schaumrolle.



VIER GLÜCKLICHE JAHRE

Während meiner ersten vier Lebensjahre wohnten ich und meine Familie in einer bescheidenen Wohnung in der Brigittenau, im zwanzigsten Wiener Gemeindebezirk. Mit uns lebte meine Omama. Sie hieß Amalie Kornspan. Obwohl ich damals noch so klein war, kann ich mich heute noch genau an die Adresse erinnern: Salzachstraße 7.

Mein Vater Willy Merl war von Beruf Goldschmied. Er hatte sich in unserer ohnehin schon beengten Wohnung eine kleine Werkstatt eingerichtet. Aber sobald er genügend Geld beisammenhatte, wollte er ein eigenes Schmuckgeschäft eröffnen. Papa stellte auch Entwürfe für Zigaretten- und Puderdosen her. Die waren damals sehr in Mode.

Manchmal bestellten Freunde von ihm Eheringe, die er dann zuhause in seiner winzigen Werkstatt anfertigte. Ich war ganz aufgeregt, da ich den Blasebalg treten durfte, wenn mein Vater das Gold einschmolz.

Ich war richtig stolz, wenn ich meinem Vater helfen konnte.

Er war ein freundlicher und lebensfroher Mensch, sportlich, hatte viele Freunde und sang sogar im Chor der Israelitischen Kultusgemeinde.

Sein großer Traum aber war es, Opernsänger zu werden. Von klein auf war mein Papa mein Held.

Meine Mutter, Sabine Merl,



wurde in Lemberg im ehemaligen Galizien geboren. Ihr Vater Juda Julius Kornspan geriet während des Ersten Weltkrieges in russische Kriegsgefangenschaft. Er verliebte sich im Lager in eine Russin. Daraufhin wurde er angeblich von ihrem eifersüchtigen Mann zum Duell aufgefordert und erschossen.

Seine Ehefrau Amalie Kornspan, meine geliebte Omama, floh mit meiner Mutter vor den russischen Truppen und aus Angst vor Pogromen nach Wien.

Meine Mutter war eine sehr gute Schülerin. Als junges Mädchen besuchte sie in Wien die Handelsschule und war eine der Besten in Buchhaltung und Schriftverkehr.





1934 heirateten meine Eltern im Leopoldstädter Tempel und noch im selben Jahr wurde ich geboren. Es war eine sehr schwere Geburt, die sich endlos lang dahinzog, mehr als zwei Tage und zwei Nächte. Danach war meine Mutter total erschöpft und traumatisiert. Sie konnte mich auch nicht stillen. Mein Vater gab mir das Fläschchen und zog mich angeblich mit Rindssuppe groß! Papa wickelte mich auch. Und immer, wenn er mitbekam, dass ich in die Windeln gekackt hatte, sagte er: „Das muss man weggeben. Gold kommt da ja nicht raus.“

Meine Mutter zog mich immer sehr schön an. Die Leute fanden jedenfalls, dass sie einen guten Geschmack hatte...

Aber richtig gespielt hat immer nur mein Vater mit mir.

In unserer bescheidenen kleinen Wohnung gab es eine Kostbarkeit:

ein Klavier aus dem Hause Rosenkranz. Meine Mutter hatte es gebraucht für 900 Schilling gekauft. Auf diesem Klavier klimperte ich voller Begeisterung schon als kleines Kind herum und lernte schnell die ersten Melodien. Auch deshalb war ich für meine Eltern etwas ganz Besonderes.



Diese ersten Jahre waren eine gute Zeit. Ich habe da von meinen Eltern, besonders von meinem Vater, viel Aufmerksamkeit und Liebe bekommen. Aber dann gab es einen Bruch.



DIE REICHSKRISTALLNACHT⁵

Zwei Tage vor meinem vierten Geburtstag veränderte sich alles. In der Nacht vom neunten auf den zehnten November 1938 brannten in Wien so gut wie alle Synagogen. Es habe sich „der spontane Volkszorn entzündet“, so lautete die Diktion der Nazis. In Wirklichkeit war es Terror. Dass aber der Mob und die vielen kleinen Wiener Nazis so grausam, mörderisch und plündernd durch die Stadt zogen, das überstieg sogar die Vorstellungen der Wiener Gauleitung.

Obwohl ich damals gerade erst vier Jahre alt war, kann ich mich noch genau daran erinnern.

Wir waren bei unseren jüdischen Nachbarn, den Steinfelds, zu Besuch und saßen alle vor dem Radio. Draußen war es stockdunkel. Es war eine kalte Novembernacht. Ich spürte, dass mein Papa, meine Mama und unsere Nachbarn sehr angespannt die Radiosendung verfolgten. Plötzlich läutete es Sturm.

Mein Vater riss die Tür mit einem Ruck auf und versteckte sich gleichzeitig hinter der geöffneten Tür. Zwei Männer in SA-Uniform stürmten herein und packten sofort unseren Nachbarn Herrn Steinfeld. Während die beiden Männer in die Wohnung eindrangen, stürzte mein Vater blitzschnell hinter der Tür hervor und rannte wie ein Wilder davon.

Ich bekam schreckliche Angst und schrie „Papa, Papa!“ und lief ihm so schnell wie möglich hinterher. Die Treppen herunter, auf die Straße...

„Papa, Papa!“ Und nach einer gefühlten Unendlichkeit drehte sich Papa nach mir um, nahm mich in die Arme und rannte mit mir davon.

Als wir den Donaukanal erreichten, setzten wir uns erst mal auf eine Bank. Es war eisigkalt. Zum Glück fand uns nach einiger Zeit meine Mama. So unauffällig wie nur möglich schlichen wir zurück in unsere Wohnung. Unseren Nachbarn, den Herrn Steinfeld, sah

ich nie wieder.

In den darauffolgenden Wochen geschah etwas, das ich bis heute kaum fassen kann. Einige unserer Nachbarn kamen einfach in unsere Wohnung, schauten sich um und nahmen wortlos unsere Möbel und fast unseren gesamten Hausrat mit... auch meinen kleinen Kindersessel.

Meine Mutter verkaufte nun schnell mein geliebtes Klavier an den Delikatessenhändler Pospyschil. Er gab ihr 190 Reichsmark dafür, für ihn war das ein Schnäppchen. Nach dem Krieg knallte ihm meine Mutter jene 190 Reichsmark auf den Tisch und verlangte, so bestimmt wie nur sie es sein konnte, mein Klavier zurück. Doch zuvor musste ich sieben Jahre ohne mein geliebtes Klavier auskommen.

Im Dezember 1938 musste mein Vater seine geliebte Werkstatt aufgeben. Er zerkleinerte mit einer Feile noch sein letztes Gold und versteckte es in einem Polster. Er war, wie fast alle Wiener Juden, jetzt arbeitslos. Ich habe nie wieder den Blasebalg für ihn getreten.

Meine Omama, die mit uns gelebt hatte, musste zurück nach Lemberg, in ihre polnische Heimat. Sonst wäre sie „staatenlos“ geworden, was für Juden in Wien noch gefährlicher war. Sie wollte aber, dass wir später nachkommen.

Wir hatten überhaupt keine Möbel mehr. Nichts mehr. Nur ein paar Holzkisten.

